

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 179.

Dienstag, 4. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sagen Sie nur da nett neben mir und plaudern Sie, dann ist es schon gut.“ Sie versuchte, ihn von ihrer Person abzulenken. „Was haben Sie für Pläne für die Zukunft?“ fragte sie.

„Ach — ich bin nach Rom gegangen, um zu malen. Aber die herrlichen Bauwerke Italiens haben mir die Augen geöffnet. Ich bin gar kein Maler. Wenn ich etwas sein kann, dann Architekt.“

„So?“ sagte Manuela. „So unklar war Ihnen Ihr eigentlicher Beruf?“

„Wenn wir jungen Menschen von der Schule kommen“, sagte Bredow, „dann wissen wir von gar nichts. Und dann sollen wir plötzlich sagen können, was wir werden wollen. Ja, da habe ich eben gedacht: Schreiben kannst du nicht, Kaufmann sein kannst du nicht, Ingenieur beim Vater werden willst du nicht — und auf der Uni büßeln — hrr! Ein wenig malen liegt dir. Also gut, malt man. Meinem alten Herrn ist alles recht gewesen, nachdem er gesehen hatte, daß ich doch kein Nachfolger für ihn bin.“

„Und nun wissen Sie es ganz genau, daß das Bauen das Richtige für Sie ist — oder ist es auch nur wieder so ein Spiel?“ fragte Manuela prüfend.

„Das ist mein heiliger Ernst!“ erwiderte er.

„Dann heißt es also, Hochschule beziehen und arbeiten, haben Sie sich denn das überlegt?“

Manuelas Stimme klang ernst.

„Ich habe auf dem Technikum in Rom schon über Architektur gehört und dort auch etwas gearbeitet. Ich habe auch einen Entwurf zu einem Preisausschreiben gemacht und ihn der Jury in Berlin gesandt. Natürlich habe ich keine großen Hoffnungen damit.“

„Es ist Ihnen also ernst!“ sagte Manuela nun. „Gut. Dann werde ich Sie mit einem Brief an Wolfgang Kühn weisen, den berühmten Berliner Architekten. Er ist mein Freund; er kann Ihnen viel nützen.“

Bredows Augen leuchteten in Entzücken auf.

„Gnädige Frau, das ist möglich? Das wollen Sie für mich tun? Was bin ich für ein Glückspilz!“

Sie strich in kurzer Liebkosung über sein Haar. Es wurde ihm heiß von der Berührung.

„Sie sind so gütig zu mir!“ flüsterte er und erfaßte ihre Hand. Sie spürte, daß die seine zitterte.

„Wie ich Sie liebe — Sie angebetete, herrliche Frau!“

Sie machte sich leicht frei.

„Was tut man da?“ sagte sie mit leisem Scherzton.

„Können wir diese Liebe nicht auf ein geeigneteres Objekt übertragen?“

„Warum geeigneter?“ fragte er verwirrt.

„Lieber Junge, ich bin eine alte Frau gegen Sie. Wie alt sind Sie? Zweiundzwanzig Jahre?“

„Dreiundzwanzig, bitte!“

„Nun also. Ich bin um ein Jahrhundert reifer als Sie.“

Er beehrte auf.

„Sie sind schön, Sie sind immer jung! Ich werde nie eine andere lieben als Sie!“

Es rührte sie und stimmte sie zum Gelächter zugleich. Sie gab ihm einen kleinen Klaps auf die Wange.

„Wetten wir, das wir noch die Stunde gemeinsam erleben, in der Sie dies Gelübde ganz vergessen haben werden?“ Sie stand auf und reckte sich ein wenig. „Die herrliche, herrliche Gardaseewelt! Kommen Sie, lieber Junge, wir wollen noch ein bißchen spaziergehen, und vor allem aus dieser Sonne heraus. Sie brennt mich schwarz, und ich brauche mich als „Aida“ nicht mehr zu schminken.“

Am Abend war im Hotelgarten Musik. Sie saßen zusammen. Zwei Kellner servierten eifrig und behutsam. Die Minestra, dann forellenartige Fische aus der Sarca, die in Torhole gefangen wurden, dann den Braten mit üblichen Spaghetti. Sie tranken den weißen Val-Policella-Wein, der süß und berauschend wie Sekt durch die Kehle ging. Eis und Schalen voller Früchte wurden zum Schluß gereicht.

Die Musik spielte schmelzend italienische Weisen. Der Himmel verging in den goldenen Farben des Abends; letztes Licht lag auf den Schneegipfeln der Berge. Sie waren sehr fröhlich und beide zwanzig-jährig.

Dann tanzten sie. Auf dem kleinen Tanzbrett des Gartens wiegten sich die Gäste; einige Lampen in bunten Hüllen flammten auf und warfen ein zauberhaftes Licht auf die frohen Menschen.

Draußen vor dem Garten gingen die Einwohner Rivas vorbei, und junges Volk begann mitzutanzten. Die warme Luft war wie Samt auf der Haut — und Düste — Düste fern und nah!

Bredows Glück war so groß, daß es in Traurigkeit umschlug. Manuela sah es und fand es an der Zeit, den Abend zu beenden.

„Noch einen Tag“, sagte sie, „und dann fahre ich nach Deutschland aufs Gut meiner Verwandten.“

Sie brach den Tanz ab und wandte sich dem Hotel-
eingang zu.

Manuela ist müde, Manuela muß schlafen gehen.“

Er hielt ihren Arm fest, war bleich vor plötzlichem Kummer.

„Schon fort? Und ich habe Sie doch kaum gesehen! — Schon fort?“

„Noch einen Tag!“ tröstete sie.

Doch er war nicht zu beruhigen.

„Kein, nein! Ach, das dürfen Sie nicht, liebe, liebe gnädige Frau!“

Manuela sah ihn an. Das heiße, junge Gesicht, die Augen voller Flehen und Hingabe auf sie gerichtet. Es

As-
sch-
1933

Ver-
schr.
8.

nahm ihr jede Entschlußkraft. Sie fühlte sich schwach wie ein junges Mädchen. Unmöglich, ihm weh zu tun! Sie sagte, ratlos:

„Ja, was machen wir da? Ich habe meinem Vetter geschrieben, daß ich komme. Es ist nicht mehr rückgängig zu machen. Zu lange war dieser Besuch versprochen.“

„Ich möchte mit Ihnen kommen!“

„Mit mir nach Riechburg — aufs Gut? Kind, das ist nicht...“

Manuela vollendete nicht. Mein Gott, die Gesichter, die man in Riechburg machen würde! Und der Vetter selbst. Er war nie engherzig gewesen, aber

„Also hören Sie“, sagte Manuela, „aufs Gut meiner Verwandten kann ich Sie nicht mitnehmen. Aber wenn Sie in der kleinen Stadt Wohnung nehmen wollen und ab und zu zu einem Besuch herauskommen, dann wird sich Frau von Köller freuen!“

Sie machte einen humoristischen Knix.

„Wunderbar! Ich danke Ihnen tausendmal, liebe gnädige Frau!“

Er ergriff ihre beiden Hände und küßte diese. Er schien außer sich vor Freude zu sein.

Sechstes Kapitel.

Der Geldvermittler Bunzlau saß in seinem Kontor und schnauzte mit der Schreibmaschinendame.

Er war ein verbummelter Assessor, aus gutem Hause stammend und vor einigen Jahren aus der Hauptstadt — warum, wußte niemand — nach Riechburg gekommen. Er hatte niemals eine Rechtsanwaltspraxis begonnen, verwertete aber seine juristischen Kenntnisse als sogenannter Winkeladvokat, das heißt, er kannte die Finten und Schliche, mit denen man den klaren Sinn des Gesetzbuches umgeht.

Mit kleinen Geldverleihgeschäften hatte er begonnen; aber bei der schwierigen Lage, in der sich die Landwirtschaft der Gegend befand, kam es von selbst, daß seine trübe Existenz gedieh.

Bunzlau war ein schwerer, schwammiger Mensch von einigen dreißig Jahren. Seine Augen waren in den haltlosen Fettmassen des Gesichts fast verschwunden, hatten aber trotzdem eine tückische Art, plötzlich aufzuleuchten. Spärliches Rothhaar bedeckte seinen runden Schädel. Seine Haut war bleich und hatte etwas immer Ungepflegtes. Bunzlaus Ruf als Trinker war nur zu begründet. Er konnte ungeheure Mengen vertragen, doch niemand hatte ihn je betrunken gesehen.

„Raffen Sie doch auf!“ schrie er das dürrtige Mädchen vor der Maschine an. „Ich habe diktiert fünfzehnhundert Mark, Sie schreiben natürlich dreitausendfünfhundert! Komma haben Sie auch weggelassen!“

So aalglatt Bunzlau im Verkehr mit seinen Gutsbesitzer-Kunden sein konnte, so wenig nahm er sich die Mühe, der Angestellten gegenüber höflich zu sein. Er glaubte, daß mit der Zahlung des Gehalts alles getan sei, was man einem Untergebenen schuldig ist.

Bunzlau blätterte in seinem Kalender. Wer kam heute? Ah, so! Der Höwell hatte sich gestern angemeldet. Wird wohl nicht klappen mit dem Zahlungstermin am fünfzehnten Juli. Hatte sich Bunzlau schon beim Abschluß des Geschäfts gedacht, daß man hier würde einhaken können. Er spekulierte schon lange auf Borgstedt. Wenn es weit genug heruntergewirtschaftet war oder aber die Finanzschwierigkeiten über dem jungen Höwell zusammenschlugen, dann konnte er, der langmütige Geldgeber, endlich zupacken. Er saß und rieb sich die feisten Hände ineinander, als er die Situation überdachte.

Um die vierte Nachmittagsstunde — es war graues Wetter und der Wind segte um das Haus — trat Höwell ins Zimmer des Vermittlers.

Bunzlau schickte die Schreibmaschinendame hinaus und bot mit überschwenglichen Ausdrücken seiner Freude dem Gast einen Stuhl an.

„Also, was führt Sie zu mir, mein lieber Höwell?“ Er wusch die Hände in der Luft. „Wie stehen die Sachen bei Ihnen?“

Höwell schien gemessen und wortfarg. Sein starker, blonder Kopf lehnte ein wenig hochmütig nach hinten. Es lag ihm verzeufelt wenig, diesem geilen und gierigen Menschen über seine Situation Aufschlüsse zu geben. Aber es ließ sich nicht umgehen. Er wußte zu genau, wie sehr er in der Hand seines Geldgebers war. Heute besonders brauchte er ihn unbedingt.

„Die Ernte wird sich verspäten, wie Sie wissen“, sagte er, „durch das nasse Frühjahr sind wir zurück. Wir werden wohl erst Ende Juli oder Anfang August zum Drusch kommen. Die Rüben für den Herbst stehen sonst ausgezeichnet, und meine Düngerversuche scheinen sich ja zu bewähren. Ich habe einen Bericht an die landwirtschaftlichen Stellen gesandt.“

„So!? Sie sind also hoffnungsvoll?“ sagte Bunzlau mit salbungsvoller Stimme, und seine Augen ver-schwanden.

„Jawohl! Ich denke, daß wir diesmal eine ganz besonders gute Ernte hereinkommen werden. Haben Sie den letzten Saatenstandsbericht aus unserem Bezirk gesehen?“

„Ja — ich habe —“, erwiderte Bunzlau gleichgültig. „Na, erst drin haben, dann reden!“

Höwell antwortete nichts.

Er nahm sein Notizbuch aus der Seitentasche und begann seine Aufzeichnungen zu suchen.

Bunzlau saß ihm gegenüber und wartete ab. Dabei klopfte er mit dem Bleistift auf die Tischplatte, ein unerträgliches Geräusch für Höwell.

„Was ist das? — Ich finde das Blatt gar nicht...“, murmelte er gereizt.

„Ich kann Ihnen dienen!“ erwiderte Bunzlau geschmeidig. Er schlug ein schwarzes Buch auf. „Also da haben wir zunächst als Zahlungstermin den fünfzehnten Juli mit einem Akzeptchen von zweitausend Mark.“

Höwell ging ein Streifen Röte über die Stirn. „Sehr richtig! Das ist es schon. Hierüber muß ich mit Ihnen reden. — Aber gestatten Sie mal einen Augenblick — ich muß doch meine Notizen bei mir haben!“

Er begann aufs neue, nervös zu blättern. Der Bleistift jing wieder an zu klopfen, einziges Zeichen der Ungeduld Bunzlaus.

„Ja, ich kann es nicht finden!“ sagte Höwell ärgerlich. „Wertwürdig! Na — jedenfalls muß ich über den nächsten Termin mit Ihnen sprechen. Sie sind sich doch darüber klar, Herr Bunzlau, daß wir ihn zu früh gelegt haben, und daß ich unter den Bedingungen, die diesmal mit der Ernte verknüpft sind, nicht bezahlen kann. Ich muß Sie bitten, mir gegen angemessene Zinsen vier Wochen länger Frist zu geben.“

„Das kann ich nicht!“ sagte Bunzlau mit geprehter Stimme. „Lieber Höwell, das ist mir ganz unmöglich. Darüber ist auch gar kein Wort weiter zu verlieren! Meine Mittel sind an allen Enden vergeben. Wenn Sie nicht am Fünfzehnten bezahlen, sitze ich selbst fest.“

„Aber Bunzlau, Sie kennen doch meine Situation. Noch steht Ihnen Gut Borgstedt für diese lumpigen zweitausend Mark sicher.“

Bunzlau kraute sich an den Wangen.

„Ja, das sagen Sie so großzügig, Herr Höwell. Borgstedt steht mir gar nicht sicher! Was heißt hier überhaupt sicher? Ich brauche mein Geld!“ — Er stand auf und bewegte seine schwammige Körpermasse wiegend auf dem Teppich auf und ab. „Mit solch lächerlich kleinem Zinsfuß ist das überhaupt nicht zu machen, lieber Höwell! Das Geld ist teurer geworden — das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen.“

„Was muß ich Ihnen also geben?“ fragte Höwell kurz. Sein Gesicht war undurchsichtig.

„Na, sagen wir für die Verlängerung auf zwei weitere Wochen nochmals fünfzehn Prozent extra.“

„Sie sind verrückt!“ antwortete Höwell.

„Bin ich?“ lachte der andere höhnisch. „Mag sein, ich bin's. Daß ich mich überhaupt auf irgendwelche Verlängerung einlasse.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wiese wird gemäht . . .

Eine Wiese wird gemäht . . .
Sensen fallen rauschend ein in tausendfältiges Blüten,
ungezählte Blumen und Gräser sinken um, schweigend, ohne
zu klagen.

Sie opfern sich, sie sterben freudig.
Die Bienen und Hummeln werden, wenn sie heute zu
honigschweren Kelchen kommen wollen, umkehren müssen.
Die Schmetterlinge finden welkende Blüten.

Eine Wiese wird gemäht . . .
Sinn alles Seins ist das Sterben.
Sterben aber heißt nicht Ende, sondern Wandlung.
Junge, deutsche Menschenkinder werden die Milch
schlürfen, zu der sich wandelten die Gräser und Kräuter.
Und sie werden stark und groß werden durch die sterbende
Wiese . . .

Bald werden in warmen Nächten die kleinen Laternen
der Johanniskläber aufglühen über der gemähten Wiese, wie
Sterne, gefallen aus dem Himmel Gottes.

Bald wird neues Blühen und Wachsen beginnen.
Aus Tod wird Leben werden.
Das sagt uns die sterbende Wiese.
Und deshalb wollen wir die Wehmut verbannen aus
unserm Herzen, denn auch das Rauschen der Sensen ist ein
Ton in der großen Sinfonie des Sommers . . . H. G.

„Aus den Memoiren des Straßburger Münsters.“

Von Erica Grupe-Lörcher.

Gibt es ein zweites Gotteshaus auf Erden, das mit so zahlreich
wechselnden Schicksalen mit seiner Stadt verbunden ist, als das
Straßburger Münster?

Was heute vom Straßburger Münster steht, ist zwischen dem
Jahre 1000 bis 1439 entstanden. Mehrere Geschlechter von Bau-
leuten folgten sich und der ursprünglich romantische Stil wechselte
zum gotischen hinüber. Ein herrliches Werk deutscher Archi-
tecten und deutscher Steinmetzen fand 1439 seinen Abschluß.
Groß ist der Anteil Erwins v. Steinbau am Münsterbau, nach
seinem Tode, der um 1318 gemeldet wird, setzt der bedeutendste
seiner Nachfolger, der Schwabe Ulrich v. Enzingen ein, um die
Vollendung des herrlichen Turmes dem Kölner Joh. Hilt zu über-
lassen. Die Straßburger Bürger zierten eines der Seitenschiffe
mit den Bildwerken deutscher Könige, an der Westfassade ragt
das Reiterbild Kaiser Rudolfs v. Habsburg. Von der Höhe der
Plattform aus verfolgte der Münsterwächter die Vorgänge aus
der Umgebung. Man sah von Dreisach her die sogenannten Brander,
die Brandschiffe des brutalen Marschall Turenne herabkommen,
die in der Falz und in Heidelberg ihre furchtbaren Spuren hinter-
ließen. Von der Zaberner Steige her, vom Westen, zog die prunk-
volle Wagenkolonne von Ludwig XIV. herbei, der nach dem
struppelosen Raube des unbeschädigten, unverteidigten Straßburg
mitten im Frieden sich wohlgefällig dieses Juwel einer mittel-
alterlichen Reichsstadt betrachtete und sich als neuer Herr in ge-
raubten Gebiete fühlen wollte. Hier war es, wo der Erzbischof
von Straßburg, Fürst Egon v. Fürstenberg, den „allerchristlichsten
König“ am mächtigen Bronzeportal des Münsters mit der blas-
phemischen Schmeichelei und den Bibelworten empfing: „Herr,
nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine
Augen haben den Herren gesehen!“ Unter dem Bürgervolk als
Zuschauer ballte manch einer im Geheimen die Faust über diesen
erzwingenden Wandel. Zu Fronleichnam wurden Bürger Jahr um
Jahr herangezogen, um den Bau des schönen Schlosses für den
königlichen Günstling, den Kardinal Rohan, am Fuße des Münsters
herzuzustellen, zu dessen Einweihung Ludwig der Fünfte, der
der Bodennarbige, in Straßburg erschien. Drei Generationen
der Kardinalen Rohan folgten sich zur Vertretung der geistlichen
Würde im Straßburger Münster, bis der letzte der Rohans in die
berühmte Halsbandaffäre der Königin Marie Antoinette ver-
wickelt wurde. Fast hätte es ihm das Leben gekostet, der Königin
so treu ergeben zu sein, die er, als Braut des Dauphin, als Gast
in seinem Schlosse sah, als die österreichische Kaiserin nach
ihrer Hochzeitsfahrt nach Paris in Straßburg zum ersten Male
auf dem Boden Frankreichs übernachtete und im Straßburger
Münster die erste Messe französischer Würdenträger hörte. Ver-
treter des jungen Deutschlands kamen auf die Straßburger Uni-
versität, und der junge Goethe hat oft von der Plattform des
Münsters, von der ein Pfeiler seinen Namen von ihm selbst ein-
gemeißelt trägt, über das sonnenbeschienene Gäßchen nordwärts
geblickt, nach Sessenheim, wo er die geliebte Friederike im Pfarr-
haus wußte.

Aber in die teils idyllisch, teils höfisch prunkvollen Zeiten riß
die Entrüstung der Bastille zu Paris alle Dämme nieder, die hoch-
schäumenden Wogen stuteten auch bis Straßburg, und zog auch
das Straßburger Münster mit in den geschichtlichen Umschwung.

Die Bürger begnügten sich nicht damit, im Kardinalschloß Rohan
das wundervolle Rokokomobiliar zu entfernen, um es im Ehren-
hofe am Fuße des Münsters zu verbrennen, während man in
einem Kreise tanzend die verächtliche Carmagnole sang; man ent-
fernte auch vom Hochaltar alle heiligen Embleme, und verbedte
ihn durch ein riesiges Bild, das die Göttin der Vernunft am Fuße
eines Berges darstellte. Die wahnwitzigsten Ideen wurden aus-
gebrütet. Im politischen „Spiegelklub“ gegenüber dem Münster
wurden in stundenlangen Debatten die Fragen erörtert: ob das
Münster nicht einfach abzutragen sei, weil es nicht nur als christ-
liches Bauwerk, sondern auch durch seine Erhabenheit über seine
Umgebung gegen die Gesetze der allgemeinen Gleichheit der neu-
geschaffenen Republik verstoße. Einige besonnenere Köpfe retteten
das herrliche Bauwerk vor dem Vandalismus, aber man schuf
einen Kompromiß, und der ehrwürdige Münsterurm mußte es
sich gefallen lassen, eines Tages mit einer riesigen roten Wetz-
lappe gekrönt zu werden, die die Form der phrygischen Jakobiner-
lappe hatte! In seinen Hallen feierte man zu Füßen der „Göttin
der Vernunft“ das Fest „des höchsten Wesens“, und von der reich-
gemeißelten steinernen Kanzel, auf der Korymben der Predigtkunst
wie Tauler, Gailer von Kaisersberg usw. gestanden, schwor der
einstige Priester Eulogius Schneider im Namen aller der über-
lebten christlichen Religion ab. Man sang mit Gefühl das neue Lied
„Amour sacré pour la patrie“, während man draußen an der West-
fassade des Münsters den biblischen und irdischen Königen, wie dem
König David und Rudolf von Habsburg, die Köpfe, mindestens
aber die Nasen abschlug.

Benige Jahre später erdröhnte das Pflaster rings um das
Münster unter den Hufschlägen des historischen Schimmels des
Kaisers Napoleon, der mit seiner Gemahlin Josefine drüben im
Rohanschen Schlosse residierte und von hier aus seine Truppen
zur Schlacht von Austerlitz lenkte. Die Panna des Schicksals führte
zum zweiten Male eine österreichische Kaiserstochter ins Münster,
als Marie-Luise von Wien nach Paris zur Trauung mit Napoleon
ziehend auch im Schlosse Rohan übernachtete. Dann wurde es
jahrzehntelang still in Straßburg, es verjant von der einst blühenden
altdeutschen Reichsstadt zur dahindämmenden französischen
Provinzstadt, über deren Pflaster höchstens von Zeit zu Zeit
der Bürgerkönig Louis-Philippe seinen riesigen feuerroten Schirm
spazieren trug.

Doch in dieses Dahindämmern jauchten urplötzlich in den August-
tagen des Jahres 1870 die Granaten des deutschen Belagerungs-
heeres, das sich nach dem Siege im nahen Wörth mit unheimlicher
Schnelligkeit als Ring um die Stadt legte! Sechs schwere Be-
lagerungswochen lang sausten Granaten und Bomben rings
um das Münster in die Stadt, hatte doch das Kommando des
deutschen Belagerungsheeres den strengen Befehl ausgegeben,
das Münster bei der Beschießung unter allen Umständen zu schonen.
Tropdem fuhr eines Nachts eine Granate in das langgezogene
Kirchenschiff und fand beim Entzünden eine unheilvolle Nahrung
in den tausenden von Strohmatten, die im Winter die Stein-
platten der Kirchenhallen bedeckten und jetzt in unglaublicher
Fahrlässigkeit unter dem Kirchenschiffdach verstaubt lagen. Ein
Anblick von buchstäblich schauerlicher Schönheit bot sich, als das
Kuppeldach des langen Kirchenschiffes schmolz, und in violetten
Strömen herniederrann. Zum Glück konnte dem Feuer bald
Einhalt geboten werden und das Münster blieb weiter unverfehrt.
Nur ein vorwärtiger junger deutscher Artillerist probierte seine
Zielsucht aus und schoß — trotz der großen Entfernung — just das
steinerne Kreuz an der Münsterturmspitze so genau, daß es nur
noch schief in den Bligableitern hing. Eine fabelhafte Leistung,
die ihn aber im Hinblick auf den ausgegebenen Befehl des Kom-
mandos zwei Tage Mittelarrest zur Strafe eintrug! Dann kam
der Tag unvergleichlichen Jubels als am 27. September ein Mann
die Turmtreppe, nachmittags um 4 Uhr, emporstieg, um an der
der Ostseite zugewandten Fassade die weiße Fahne der Kapi-
tulation aufzuküchen! Weit leuchtete sie ins Land hinaus. Im
Schein der sinkenden Sonne sah man von der Plattform aus
wie die Landsturmlente der bayerischen, württembergischen und
badiſchen Truppen sich in den Laufgräben und Sappen in die
Arme fielen und zu Straßburg hinüber lagen: „Deutsch bist du
einst gewesen — deutsch wirst du wieder sein!“ Am nächsten
Tage zog nach Unterzeichnung der Kapitulation das deutsche
Belagerungsheer ein. Jahrzehnte des Friedens und des stolzen
Kampfes folgten. Das Weichbild der engbegürteten mittelalter-
lichen Festung weitete sich, eine wahrhaft „wunderschöne Stadt“
wuchs unter deutscher Herrschaft auf. Bis mit dem Ausbruch
des Weltkrieges gerade über das Gäßchen sich von Neuem eine Atmo-
sphäre ungeheuren Drudes zusammenbraute. Vier Jahre lang
verstummt die Glocken des Münsters, um bei feindlichen Flieger-
angriffen kein Ziel zu bieten. Selbst das seit dem Mittelalter
um zehn Uhr als Abendglocke eine Viertelstunde währende Geläut
unterblieb. Vier volle Jahre lauerte sich die Stadt nachts in vollster
Dunkelheit zu Füßen des Münsters, bis im November 1918 die
letzten abgemühten Truppen aus den Vogesenbergen herab-
stiegen und durch Straßburg über den Rhein hinüberzogen, weil
der schmähliche Waffenstillstand ihnen „die Nacht am Rhein“
entwunden. Ihnen auf den Ferseu saßen die bereits nachrückenden

17

100

Möbl. Rohan-Schlafst. im
Galerie der Kl. u. d. H.

französischen Truppen, denn nicht schnell genug konnte der französische „Sieger“ Straßburg, das Juwel in der Kaiserkrone Deutschlands, wieder an sich reißen. Und während am 23. November 1918 in den Straßen die Marschallkappe erdröhnte, die einst der französische Offizier Rouget de Lisle im Hause des Straßburger Bürgermeisters Dietrich komponierte, blähten sich an den vier Schreden des Münsterturnes nach allen Himmelsrichtungen vier mächtige französische Trifoloren.

Jahrzehnte haben sich zu Jahrhunderten um diesen steinernen Riesen geformt, der nun bald ein Jahrtausend lang das Gesicht seiner Stadt begleitet.

Erhaben über allem Wandel leuchtet der wundervolle Bau in seinem warmen Rot des Vogesen Sandsteins, vom blauen Himmel sich abhebend. Schwärme von Schwaben umkreisen seinen Turm. Der Sturm singt sein Lied um seine gewaltigen Mauern, sein Lied vom Auf und Ab im Menschenleben und Leben der Völker.

Wer sich Straßburg nähert, sieht zu allererst aus weiter Ferne das Münster sich über der Stadt erheben. Gleich einem Wächter, gleich einem mahnend zum Himmel geredeten Finger: „Vergesst das Verlorene nicht...!“

Der kluge Sheriff.

Von Leo von Westermayer.

Auf den Prärien von Südamerika wird der Weg der Rechtsprechung von ganz anderen Gesichtspunkten aus gelenkt, als in der Großstadt. Auf der Niederlassung Dogwood im Staate Arkansas war zum Beispiel seit der Wahl Tad Lindjans zum Sheriff keinerlei Verbrechen mehr verübt worden, während dort früher noch ürgere Zustände herrschten, als etwa unter den Texaser Cowboys in New Orleans.

Tad Lindjan war ein hochgewachsener, breitschultriger Mann. Nachdem ihn die Farmer vertrauensvoll zum Sheriff erwählt hatten, hielt er als erstes in den Zellen des Gefängnisses Umschau. So traf er auch mit Jim Bud, den berühmtesten Dieb der ganzen Umgebung zusammen. Aber auch die Bewohner der übrigen Zellen setzten sich aus ähnlichen Geschöpfen zusammen, die sehr wohl wußten, daß sie wegen kleinerer Diebstähle höchstens zu ein bis zwei Wochen Kerker verurteilt wurden, — dann aber konnten sie ihr Banditenleben wieder aufs neue fortsetzen.

Der Sheriff ließ vor allem das Gefängnis herrichten. Die von der Torwache entfernteste Einzelzelle wurde zu einem gemütlichen, ja geradezu verschwenderisch eingerichteten Raum umgebaut. Bloß das vergitterte Fenster ließ aus eine Gefängniszelle schließen. Diese Einzelzelle bekam die Nummer „13“ und wurde vom Sheriff Tad Lindjan zur Armesünderzelle des Gefängnisbaues bestimmt.

Als die Herrichtungsarbeiten beendet waren, besichtigte der Sheriff gewissenhaft das ganze Gebäude und ließ sich sodann für eine Nacht in die Zelle Nr. 13 einsperren. Er wollte offenbar aus unmittelbarer Nähe das Gefühl einer in der Armesünderzelle verbrachten Nacht kennen lernen.

„Tom, heute beginnen wir mit dem Verhör“, sagte er am nächsten Tag zu dem Gefängniswärter. „Als ersten führen Sie mir Jim Bud vor!“

„Jawohl!“

Jim Bud stand alsbald vor dem Sheriff. Es begann die Verhandlung, bei der nur noch Tom anwesend war, der unbeweglich, mit aufgefanztem Bajonett und schweren Fesseln in den Händen, bei der Türe stand.

Nachdem Tad Lindjan den Sträfling vorschriftsmäßig verhört und die Verhandlung durchgeführt hatte, erhob er sich würdevoll von seinem Stuhl und sagte mit lauter Stimme:

„Im Namen der Republik! Jim Bud, 23 Jahre alt, Stallknecht, wird wegen Diebstahl und Betrug, mit Rücksicht auf seine unzähligen Vorstrafen zum Tode durch den elektrischen Stuhl verurteilt. Das Urteil wird morgen früh vollstreckt. ... Gefängniswärter, führen Sie den Delinquenten in die Armesünderzelle!“

Tom legte dem betroffenen Jim die Fesseln an und geleitete ihn in die Zelle Nr. 13. Unterwegs gewährte der Todgeweihte neben der Kanzlei auch schon den furchtbaren elektrischen Stuhl. Jim erblickte und seine Knie schlotterten plötzlich ganz sonderbar.

In der Armesünderzelle wurden dem Einbrecher die Fesseln abgenommen. Dann trug man ihm ein prächtiges Abendessen auf, bei dem auch eine Flasche Wein nicht fehlte. Jim Buds blaues Gesicht wurde aschfahl und er zitterte am ganzen Körper, als ihm Tom „Gute Nacht“ wünschte und die Türe hinter sich sorgfältig abspernte.

Am Morgen des nächsten Tages war die Zelle Nr. 13 leer. Das eiserne Fenstergitter war aus der Mauer herausgerissen und der zum Tode Verurteilte entflohen. Man hat von ihm im ganzen Umkreis auch nie wieder etwas gehört.

Das zerstörte Gitter war seltsamerweise binnen kürzester Zeit wieder hergestellt. In Dogwood hatte sich die Kunde verbreitet, daß Jim Bud gar nicht entflohen, sondern insgeheim bei Nacht hingerichtet worden sei. Am nächsten Tag hatte die Armesünderzelle schon einen neuen Inwohner: Honeylut, einen Cowboy, der des Pferdediebstahls bezichtigt war.

Am nächsten Morgen war das Fenstergitter der Zelle wieder aufgesprengt.

Seither steht das Gefängnis leer und seit einem Jahr ist bei der Polizei keine einzige Beschwerde mehr eingelaufen.

Der schlaue Sheriff hatte sein Ziel erreicht. . .

Die Rache der Bienen.

Eine Imker-Geschichte.

Wer ein richtiger Imker ist, der weiß von seinen Bienenstöcken soviel Jagdgeschichten zu erzählen wie ein tüchtiger Jäger von dem Wildbestande seines Forstes. Aber man darf ruhig annehmen, daß von seinen Geschichten sehr viel mehr der Wahrheit entsprechen als von den Erzählungen großer und kleiner Nimrode, selbst wenn sie noch so unwahrscheinlich klingen.

Das gilt auch von der folgenden kleinen Geschichte, die ein vielerfahrener Bienenzüchter in der Lüneburger Heide einem längst verschollenen Lehrbuch der edlen Imkerei als einen Beitrag zur Geistesverfassung des Bienenstaates anvertraute:

Auf dem Dache einer strohbedeckten Scheune fühlte sich ein Storchpaar seit Generationen als heimatberechtigt. Als heimatberechtigt fühlte sich neben der gleichen Scheune aber auch ein Bienenschwarm, von dem die Sage ging, daß auch er — gewissermaßen als staatliches Gebilde seit Jahrzehnten hier ansässig sei. Bienenstock und Storchennest hatten, soviel die Bewohner der kleinen Dorfwirtschaft wußten, immer in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, zum mindesten war von den beiderseitigen Einwohnern nie etwas wie Feindseligkeit beobachtet worden.

Im Revolutionsjahre 1848 wurde das auch einmal anders. Ob die Luft in diesem Jahre eine andere Zusammensetzung hatte und auch die Gemüter der Tiere mehr erregte als es in den vorhergehenden Jahren der Fall gewesen —, wer vermag das zu sagen? Weder die Meteorologen noch die Zoologen haben zu diesem Thema jemals das Wort ergriffen. Soviel aber ist sicher: im Sommer des Jahres 1848, um die Zeit, da die jungen Störche schon so leidlich ausgewachsen waren, ereignete sich etwas Unerhörtes. Die alten Störche waren zu einem Mittagsausflug vom Neste fortgestiegen. Die jungen Störche vergnügten sich derweil damit, erfolglos nach einzelnen umherfliegenden Bienen zu schnappen. Da kam von irgend woher ein heißer Luftzug, stürmte wie ein Schirokko in alle Bienenstöcke hinein und trieb den ganzen Schwarm bis unter das Scheunendach hinauf. Die jungen Störche mochten denken, daß ihnen ein gütiges Geschick einen besondern Genuß zugebracht habe, und sie hieben mit ihren Schnäbeln begeistert in den dichtgedrängten Schwarm hinein und erschnappten von der süßen Delikatesse so viel sie nur konnten. Eine Weile versuchten die Bienen zum Angriff vorzugehen, dann mochten sie einsehen, daß der Kampf zu ungleich sein würde. Sie umkreisten mit erregtem Summen noch einmal die Storchbrut, dann wandten sie sich zur Flucht.

Aber die jungen Störche genossen nur kurze Zeit den stillen Frieden des Nachgusses ihres köstlichen Mahles. Plötzlich wehten von allen Seiten her Bienenschwärme heran. Es schien, als sei die ganze Lüneburger Heide mit ihrem Duft und ihrem Summen im Anmarsch. Und das ganze Bienengewimmel warf sich mit Erbitterung auf die jungen Störche, so daß ihr zartes dünnes Gefieder bald wie von gelb-braunen Floden überfät war.

Die Storch-Eltern mochten das Unheil geahnt haben. Mit lautem Angstgeschrei flogen sie eiligst herbei und stürzten sich in die Bienenschwärme. Gewaltig prasselten die Schläge der roten Schnäbel. Und es war ein wildes Weizen. Aber ihre Jungen waren nicht mehr zu retten. Zammervoll zerstoßen mußten sie eines elenden Todes sterben. Um sie her aber lagen die gemerkelten Bienen, als seien den Toten Blumen gestreut.

Die verwaisten Eltern verließen das Nest kaum, bis die Stunde zum Heimflug nach dem Süden schlug. Dann aber verschwanden sie auf Nimmer-Wiedersehen.

Im Jahre 1849 bezog ein neues Storchpaar das Nest auf dem Strohdach. Die Erinnerung an den Rachezug der Bienen schien aber auch im Bienenstock vollständig erloschen. Friede lag über der Bauernwirtschaft und über der ganzen Lüneburger Heide.